

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 6 (1916)

**Heft:** 38

**Artikel:** Drei Leben [Fortsetzung]

**Autor:** Trabold, Rudolf

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-642124>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sie Seinerzeit in Wort und Bild

Nr. 38 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

16. September

## □ □ Abschied. □ □

Don Anna Burg.

Im Bahnhofgedränge zum letzten Mal  
Gaben wir uns die Hände,  
Der goldene Tag, er wurde fahl,  
Sternüber grüßten die Höhen so kahl,  
Herbst war's und alles zu Ende.

Von Jahren eine ganze Reihe'  
Nun mußte sie versinken,  
Was wir gelebt, es war vorbei,  
Der Zukunft Sahnen, stolz und frei,  
Sahst du von ferne winken.

Und doch — zu diesem Scheiden trieb  
Erinn'rung uns zusammen;  
Denn uns're langvergess'ne Lieb,  
Von der ein Funke übrig blieb,  
Stand einmal noch in Flammen,

## □ □ Drei Leben. □ □

Eine Novelle. Von Rudolf Trabold.

7

Retten machte ebenfalls sorgfältig Toilette, aber es ging ziemlich rasch und bald stand auch er im sommerlichen Besuchsanzug da. Morner drängte, doch Retten wurde nicht nervös, gewöhnlich stellte er noch Zigaretten zu sich und scherzte fortwährend. Er ließ durchblicken, daß er nicht einsehe, warum nun Morner es plötzlich so eilig habe, in die Villa Ester zu kommen, da er sich doch lange genug gewehrt habe, die Baronessé kennen zu lernen.

Es war noch nicht 10 Uhr, als sie vor einem seitlichen Parktore der Villa standen. Retten wollte eintreten, doch das Tor war geschlossen und ein großer Neufundländer kam knurrend aus dem Hintergrund. Man mußte die Ankommenden aber bemerkt haben, denn bald erschien eine Art Jäger, der den Architekten erkannte und ihm öffnete. Sie gaben ihm ihre Karten und wurden zur Villa geführt, die tief zurück hinter hohen Bäumen und Büschen verbsteckt lag. Eine Menge Rosen und Nelken vom tiefsten Rot bis zum schneigen Weiß blühten in der Nähe des Hauses. Hohe Hecken voll ganz kleiner Haglöschchen, wie er sie noch nie gesehen, bildeten duftige Ehrenpforten. Pfauen, weiße und blaue, stolzierten umher, gewiß ein Dutzend zahme Fasanen flogen auf und glänzten prächtig rotgolden in der Sonne. Das Haus schien aus Marmor erbaut zu sein, so weiß glänzte der Kalkstein, aus dem es vollständig aus-

geführt war. Der Jäger führte die Besucher über eine Freitreppe auf die Veranda vor der Halle. Die Wände dieses Vorraums, in dem weißladierte Stühle und ein Tisch standen, waren mit Fresken geschmückt, ähnlich denen pompejanischer Wandgemälde. Der Diener bat die Herren, hier zu warten und ging mit den Karten ins Haus. Schon im Park hatte Morner Orgeltöne zu vernehmen geglaubt und nun wieder, doch ganz nahe, über ihm tönte eine Orgel, erst leise, dann mächtig anschwellend. Das rauschende Präludium verstummte. Nun sang eine Männerstimme zur leisen Begleitung:

Die Sonne liebe ich, sie ist das Leben,  
Die Sonne preise ich, sie ist der Tag.  
Das Wunderbarste hat sie uns gegeben,  
Das nur der gute Mensch zu fassen mag.

Morner ging hinunter in den Garten, um besser zu hören, denn die Musik klang wundervoll feierlich in die sonntägliche Stille hinaus. Er stand unter einer Rosenhecke, die gleich einem Triumphbogen sich über den Weg spannte, der zur Treppe führte. Hier im Rosenduft dem Orgelspiel und Gesange zu lauschen, das war etwas geradezu Weihevoll. Ein Schauern überrieselte ihn, er stand in Andacht und kam sich vor, als trügen die Töne seinen Geist hinweg, in ein anderes Land, wo unbekannte Wonnen seiner

warteten. Hinter ihm flüsterten die Wipfel der Bäume, über und neben ihm hauchten die Rosen ihren Duft aus und vor ihm, dort im Hause, sang und tönte es wie in einer Kirche, doch unendlich weihewoller bebte die Musik in die Sonntagsstille des Gartens. Als die Töne schwiegen, ging er, noch ganz erfüllt von dem Genusse, seine Umgebung vergessend, durch den Garten und erwachte erst aus seinen weltentückten Gedanken, als Retten ihn rief.

Sich nach der Richtung wendend, von wo ihm der Freund zurief, sah er eine hohe Frauengestalt neben Retten auf der Freitreppe stehen. Er zog unwillkürlich den Hut und schritt dann nach der Treppe zurück. Lydia kam herunter und reichte ihm gleich die Rechte mit den Worten: „Welch eine Freude für mich, Sie hier begrüßen zu dürfen.“

Morner schaute mit glänzenden Augen das schöne Mädchen an, das vor ihm stand. Er hatte sie öfters schon zu Pferd oder im Wagen gesehen, aber immer nur flüchtig. Heute aber erschien sie ihm wunderbar schön. Ihre sonst stolzen Züge verrieten ein Lächeln und ihre Stimme hatte etwas ganz Eigenartiges im Klang. Sie sprach ohne jeden österreichischen Akzent, so deutlich und schön wie eine Schauspielerin, aber ohne jede Affektiertheit. Er war so verwirrt im Augenblide, daß er nur eine alltägliche Phrase hervorbrachte. Lydia wandte sich zurück zu Retten:

„Wir gehen am besten im Park spazieren, ich gehe voran mit Ihrem Freunde.“

Und zu Morner, der eben aus der Villa zwei Herren zu Retten treten sah:

„Den andern Herren stelle ich Sie später vor, wenn wir ihnen im Park begegnen, das ist viel netter und weniger zeremoniell. So kommen wir auch gleich zum Plaudern und verlieren nicht die Zeit, die bei Ihnen sehr kostbar ist —“

„Oh, ich . . . .“

„Doch, doch, ich weiß schon, was Sie für ein vielbeschäftiger Mann sind.“

Morner konnte noch immer seiner Verwirrung nicht Herr werden. Er, der täglich mit Frauen aus allen Gesellschaftsklassen und jedes Bildungsgrades verkehrte, ohne auch nur eine Minute seine Ruhe zu verlieren, dieser Dame gegenüber kam er sich wie ein unbeholfenes Kind vor. Ihm war es, sie müßte es sehen, wie ihr Wesen ihn berückte und wie er an sich halten mußte, ihre Schönheit nicht laut zu preisen. Aber Lydia sah nichts von dem, sie war froher Laune über einen Besuch, der in ihrem Hause weilte, und freute sich jetzt noch mehr, so unverhofft mit Morner zusammengekommen zu sein. Sie kannte den Arzt als einen geistreichen Mann und großen Kunstmäzen schon lange. Nie hatte sie mit Retten darüber gesprochen, nun aber wollte sie es Morner sagen. Während sie ungestört durch den weiten, herrlichen Park wandelten, erzählte Lydia: „Nun muß ich Ihnen, Herr Doktor, auch berichten, warum ich schon lange wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich kenne Sie nämlich schon — so ungefähr 9 Jahre! Ja, Sie sehen mich erstaunt an, aber es ist so, 9 Jahre sind es her, daß ich Ihre Briefe zu lesen bekam, die Sie an Direktor Schloßbach schrieben.“

Ganz erstaunt blickte Morner Lydia an.

„Sie kannten Herrn Schloßbach?“

„Ja, ja, ich kannte ihn und seine Familie sehr gut. Ich lernte ihn in Italien kennen als 17jähriges Mädchen. Seine Tochter war mit mir in einem Pensionat in Genf, und ich begleitete sie einmal nach Florenz, wo ihr Vater damals einen Aufenthalt machte. Ich war ein großer Schwarmgeist und harmonierte darum mit Schloßbach gut. Als er sein Buch herausgab über „Die Wahrhaftigen in der Kunst“, erhielt er bald eine Unmenge von Briefen, von denen er aber nur einige beantwortete, darunter auch den Ihrigen, und dann entstand jene Korrespondenz zwischen Ihnen und Schloßbach. Noch kurz vor seinem Tode, als ich ihn wieder besuchte in Italien, das er so sehr liebte, gab er mir Ihre Briefe zu lesen und ich schrieb sie alle ab, so sehr war ich begeistert von Ihren Gedanken. Als ich hierher kam und hörte, Sie wären hier Arzt, wollte ich Sie einladen, mich zu besuchen, tat es aber doch nie. Ich hoffte immer, wir würden uns einmal im Leben noch persönlich kennen zu lernen und wollte es dem sogenannten Zufall überlassen, Ihnen zu begegnen. Als Architekt Retten zu mir kam wegen des Ateliers, das ich einrichten ließ, ahnte ich nicht, daß ein intimer Freund von Ihnen in mein Haus gekommen, ich sagte ihm auch nie etwas von den Briefen, als er mir von Ihnen später erzählte. Wenn ich ihm davon gesprochen, dann wären Sie gewiß schon früher mich besuchen gekommen, aber ich sagte mir, wenn wir uns kennen lernen sollen, dann wird es schon geschehen — Sie sehen, ich bin in gewissem Sinne Fatalist.“

Ein kurzes, helles Lachen entfuhr ihren Lippen. Morner klang es wie ein Lied. Er kannte Lydia nicht genug betrachten. Sie reckte die Hand nach einem Lindenast, da fiel der weite Ärmel zurück und entblöhte einen herrlichen Arm, auf dem Morners Blicke voll Bewunderung ruhten. Lydia achtete es nicht, sie löste einen vollen Blütenzweig für ihren Begleiter, der den Ast hielt, und pries den Duft der köstlichen Linde. Ihr Angesicht wurde von einem feinen Rot belebt, die Hautfarbe spielte aber in zarter Abtönung ins Brünette, verratend, daß sie sich viel in freier Luft bewegte; weiß schimmerte der Hals, das Kinn schien einen rosigen Schatten auf die Rehle zu werfen. Edel war das Angesicht, hoch die Stirn, klassisch schön geformt Mund und Nase; groß und leuchtend war das blaue Augenpaar mit dunklen Wimpern und Brauen. Ihr reiches, dunkelblondes Haar war nur lose aufgesteckt und bildete im Naden in weichen dicken Schlingen einen großen Knoten, der in der Mitte von einer goldenen Spange umschlossen wurde. Hoch war Lydia gewachsen, sie überragte fast Morners Gestalt, der doch mehr als mittelgroß war. Ein Bild blühender Gesundheit und edler Anmut war sie. Ihr Kleid floß in langen Falten, ähnlich einem Empirekostüm, von den Schultern zu den Füßen nieder. Alles, was sie tat, mußte Morner bewundern; er hatte geglaubt, eine raffinierte Weltdame, eine geistreiche, aber lockende Schönheit in ihr zu finden, und nun trat sie ihm in einer natürlichen Anmut entgegen, die ihn ganz berührte. Sie sprach über alles, aber einfach, hatte Wirklichkeitssinn und eine Gabe der ruhigen Betrachtung. Ihre Bildung verriet sich sofort als eine gebiegene, er hörte, daß sie von früher Jugend an im eigenen Vater einen Lehrer gefunden, der

mit ihr über alles gesprochen und Mittel gefunden, ihr die Ausbildung eines Talentes, wenn es sich bei ihr zeigte, früh zu ermöglichen.

Sie begegneten Retten mit den anderen Herren nicht. Im Halbschatten wandelnd, erzählte Lydia von Schloßbach, den Morner einst so sehr bewundert und verehrt, den er aber persönlich nicht kennen lernte, weil der berühmte Kunstsammler damals schon sehr frank war und in Italien lebte. Morner verlor nach und nach seine Befangenheit und konnte nun seinen Gedanken Ausdruck geben:

„In jenen Jahren, da ich noch ein so schwärmerischer Kunstmäzen war, hätte ich Sie kennen lernen sollen, Baroness, da hätte ich mit Ihnen über jene Gebiete der herrlichen Künste sprechen können, jetzt ist das alles in mir versiegzt, ausgetrocknet, der Alltag, der Beruf, das drückt niedrig, jetzt kann ich dem hohen Fluge Ihres Künstlergeistes nicht mehr folgen.“

„Oh! Sprechen Sie nicht so, Herr Doktor, Sie sind viel zu bescheiden. Was Sie damals begeisterte, das lebt noch jetzt in Ihnen, nur sind Sie ein gereifter Mann geworden. Natürlich können Sie sich als so vielbeschäftiger Arzt nicht mehr so wie damals mit der Kunst befassen.“

„Es war alles nur Studwerk bei mir, das sehe ich jetzt mehr als je ein, ich liebe alles, was Kunst heißt, ohne ein tieferes Verständnis dafür zu haben und die wirkliche Größe in der Kunst erfassen zu können.“

Morner zeigte Neigung, in jenen finstern Ton zu geraten, in dem er mit Retten sprach, wenn ihn die Zweifelsucht befiel. Lydia schien von Retten darüber unterrichtet worden zu sein, denn sie widersprach schnell:

„Nur nicht so denken, ich bin gewiß, daß Sie noch Vieles in sich haben, von dem ein Künstler gewinnen könnte —“

„Oh . . .“

„Tawohl, das glaube ich fest. Sehen Sie in der Musik, wie mancher . . .“

„Gerade da, verzeihen Sie, wenn ich Sie so unterbreche.“

Bitte!“

„Gerade in der Musik muß ich es in jedem Konzert fühlen, wie elend wenig ich von dem weiß, was nun mal nötig ist, um unsere großen Musiker ganz genießen zu können. Ich habe eben nie Gelegenheit gehabt, ein Instrument spielen zu lernen.“

„Und doch lieben Sie die Musik?“

„Leidenschaftlich —“

„Vielleicht verstehen Sie gerade von Musik mehr als hundert tüchtige Geiger und Klavierspieler. Gerade die musikalischen aufnahmefähigen Hörer, die im Konzertsaal sich bildeten, sind oft die feinsten, geistvollsten Kritiker.“

„Meine Kritik darf ich nie hören lassen. Was viele entzückend schön finden, ist mir oft eine wirkliche Marter fürs Ohr, und umgekehrt schwelge ich in höheren Sphären beim Anhören von Musikstückchen, von denen man mir nachher mit Achselzucken sagt: Das ist ja nur Effektmusik, banale, populäre, sentimentale Musik fürs große Publikum.“

So hörte ich eine Symphonie von Brahms diesen Winter, die mich kalt ließ, und am Abend darauf ein Quintett von



Niklaus Manuel Deutsch. (Um 1520). Enthauptung Johannes des Täufers.  
(Museum in Basel.)

Zu den bedeutsamsten geistigen Erscheinungen der Reformationszeit gehört der Maler, Dichter und Staatsmann Niklaus Manuel, genannt Deutsch. Er lebte in Bern von 1484 bis 1530. Mit seinem Schwager Frischling, einem bekannten Feldhauptmann, hat er wahrscheinlich seine Jugendzeit als Landsknecht zugebracht und nachher autodidaktisch malen gelernt, vorzugsweise durch Nachahmung Dürerscher Vorbilder. Am berühmtesten unter seinen Werken wurde der sogenannte Totentanz, den er an die Innenseite der Friedhofsmauer des alten Predigerklosters in Bern malte. Außerdem schuf er Bilder aus dem Kriegsleben und eine Anzahl Tafelbilder wie das vorstehende, das mit dem damals üblichen Anachronismus in der Kostümbehandlung die dramatisch bewegte Scene der Enthauptung Johannes des Täufers darstellt.

Dvorak, das mich geradezu bis ins Tiefe aufwühlte. Als ich Retten davon sprach, der ein guter Klavierspieler und Musikkennner ist, lachte er mich aus. Also?“

„Ich bin allerdings eine große Verehrerin von Brahms, stelle ihn weit über Dvorak, aber ich kann Sie verstehen. Gerade weil Sie selbst nicht musizieren, sondern nur aus wirklichem Bedürfnis gute Musik zu hören die Konzerte besuchen, muß eine einfache, edle Melodie mit harmonischer Begleitung und vorgetragen von so guten Geigern, wie unsere Kammermusiker es sind, einen tiefen Eindruck auf Ihr empfängliches Gemüt machen. Gerade für Kammermusik hat Dvorak Bedeutendes geschaffen. Eine Fülle feinsten musikalischen Empfindens liegt in diesen Schöpfungen. Meist klingt eine getragene Melodie wie die tiefe Sehnsucht nach etwas Höherem, Großem, Unerreichbarem in ergreifenden Tönen immer durch und muß ernstgestimmte Menschen, wie Sie sagen: bis ins Innerste aufwühlen. Doch, doch, Dvorak ist ein Musiker par excellence!“

(Fortsetzung folgt.)